

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Karlsruher Zeitung. 1784-1933 1927**

48 (26.2.1927) Wissenschaft und Bildung

# Wissenschaft und Bildung

Beilage zur Karlsruher Zeitung · Badischer Staatsanzeiger Nr. 48

Nr. 8

Samstag, den 26. Februar

1927

## Pestalozzi u. die soziale Frage

Von Georg Hupp

Pestalozzi war der sozialsten Menschen einer. Sein Herz geht über von Liebe zu seinen Mitmenschen, sein Geist erfindet und verfährt Mittel und Wege zur Hebung seines Volkes, besonders der Armen und Ärmsten. Seine Ideen setzte er im eigenen Leben in die Tat um. So weit geht seine Liebe zu den Menschen, so sehr drängt er seine eigenen Bedürfnisse in den Hintergrund, so sehr betont er sein „Dasein für andere“, daß er oft grotesk anmutet in der übertriebenen Sucht helfen zu wollen. Doch darin sah er selbst seine Berufung, den Zweck seines Lebens. Denn Pestalozzi ist von Anfang an, nicht etwa aus eigener wirtschaftlicher Notlage oder auf Grund seiner Herkunft, zum Anwalt des Volkes geworden. Zweifellos hat Rousseau die Gedankenwelt des jungen Pestalozzi beeinflusst, aber für die soziale Tat des Schweizer hatte der Franzose durchaus kein Vorbild gegeben. Pestalozzi lebte seine Lehre, ja noch mehr, ein Anfang war bei ihm die Tat, und aus ihr wuchs die Erkenntnis. Seinen Weg ging er aus einem inneren Drange heraus: „Ich bin durch mein Herz, was ich bin.“ So werden Pestalozzis Ansichten über soziale Fragen, wie er sie in seinen Schriften niederlegt, getragen von unendlicher Liebe zu den Menschen, die ihnen ein Gewicht verleiht, wie es eine „Moral-Doktrin“ niemals in die Wagschale zu werfen hat.

Schon in dem Knaben zeigt sich eine große Hilfsbereitschaft namentlich den schwächeren unter seinen Mitschülern gegenüber. Als Jüngling schließt er sich in Zürich einer Vereinigung an, die gegen alle Ungerechtigkeiten, welche aus der Amtstätigkeit der Böhde, Pfarrer und Zunftmeister bekannt wurden, rücksichtslos zu Feld zog. Sein ganzes Streben ist von da an darauf gerichtet, den untersten Volksklassen durch vertiefte Bildung, durch Verbesserung ihrer wirtschaftlichen Lage aufzuhelfen. Um diesem Ziele näher zu kommen, wendet er sich der Landwirtschaft zu. Daß er auf diesem Gebiet keinen Erfolg errang, im Gegenteil, gänzlich abwirtschaftete, war eine Folge seiner Unkenntnis der Dinge und seiner Unfähigkeit, diese zu beheben. An seinem Ziele hält er unverrückbar fest. „Schon lange, ach seit meinen Jünglingsjahren, wallte mein Herz wie ein mächtiger Strom einzu und allein nach dem Ziel, die Quelle des Elends zu verstopfen, in die ich das Volk um mich her versunken sah.“ Seine eigene wirtschaftliche Notlage befestigte ihn noch in diesem Entschluß. Denn jetzt spürte er die Not breiter Volksmassen am eigenen Leibe. „Selber im Elend, lernte ich das Elend des Volkes und seine Quellen immer tiefer und so kennen, wie sie kein Glücklicher kennt. Ich litt, was das Volk litt und das Volk zeigte sich mir, wie es war und wie es sich niemand zeigte. Mein Unglück lehrte mich immer mehr Wahrheit für meinen Zweck.“ So stellt er sein ganzes Leben in den Dienst der einen Aufgabe: „Armes Volk, ich will dir aufhelfen!“

In Neuhof gründet er eine Erziehungsanstalt für arme Kinder. Er sah, wie er in seiner Bittte an Menschenfreunde selbst sagt, in einer armen Gegend das Elend der bei den Bauern von den Gemeinden verdungenen Kinder, sah, wie erdrückende Härte des Eigentums diese Kinder fast alle durchgehend an Leib und Seele einbaue zu Grunde richtete, wie viele ohne Mut und Leben stehend, zu keiner Menschlichkeit, zu keinen Kräften sich selbst und dem Vaterland emporwachsen konnten. Wie er diesem Übelstand abhelfen wollte, soll später Gegenstand eigener Betrachtung sein. Er erteilt Schiffsbruch. Nicht aus Mangel an Singabe, deren er übrig genug an den Tag legte. Er lebte wie ein Bettler unter den Kindern, opferte sich auf für sie, aber „seine Unkenntnis des Details“, seine unpraktische Natur, ließen die Sache nach sechs Jahren zum Erliegen kommen.

Erst im Jahre 1798 sehen wir ihn wieder als „Vater der Waisen“ zu Stanz. Wieder mit rührender Singabe an seine Schützlinge. Ihre Suppe war die meiste, ihr Trank war der meiste. Ich hatte nichts; ich hatte keine Haushaltung, keine Freunde, keine Dienste um mich; ich hatte nur sie. Waren sie gesund, ich stand in ihrer Mitte; waren sie krank, ich war an ihrer Seite. Ich war am Abend der letzte, der ins Bett ging, und am Morgen der erste, der aufstand.“

In vielen Einzelzügen offenbart sich die Güte seines Herzens. Als er selbst brotlos und heimatlos, auf dem Wege nach Basel einem Bettler begegnet, löst er die silbernen Schnallen seiner Schuhe und gibt sie als Almosen. Auf dem Neuhofe aß er selbst eine Zeitlang nur die angefaulten Kartoffeln, um die Guten seinen Bettelkindern geben zu können. In Yverden war wohl der fünfte Teil seiner Zöglinge unentgeltlich aufgenommen. „Geben, helfen, erfreuen, den letzten Gulden mit jemandem teilen, war ihm so natürlich wie dem Menschen das Atmen.“ Die 50 000 Franken, die er für die Gesamtausgabe seiner Werke erhält, stiftet er zur Errichtung eines Armenhauses.

Trotz aller Verkenntung und großem Undank bleibt er bis an sein Lebensende seiner Überzeugung treu: „Der Mensch ist gut und will das Gute“ und „die Veredelung des Volkes ist kein Traum.“ Durch alle Bitterkeit ob seines verfehlten Lebens ringt sich angesichts des Todes noch einmal seine große Liebe zu den Menschen durch: „Möge der Friede, zu dem ich eingehe, auch meine Feinde zum Frieden führen.“

Pestalozzi strebte soziale Reformen an. Nur tritt er als Erzieher, nicht als Politiker an das soziale Problem heran. Verbesserung der äußeren Lage und der ökonomischen Verhältnisse erkennt er als geboten, aber höher als sie steht ihm die Bildung des Menschen zu innerer Ruhe und Harmonie. Denn nicht die Umstände machen den Menschen, sondern der Mensch die Umstände. Und daß in jeder Lebenslage, auch in der primitivsten, der Mensch Herr der Dinge bleibe, daß er seinen Eigenwert erkennen und mehr lernen in jeder Lebenslage das ist sein Ziel. Von dem Glauben an eine Verbesserung der Verhältnisse einzig und allein durch wirtschaftliche Reformen oder eine ausreichende Verteilung des Besitzes war Pestalozzi weit entfernt. Erst der bessere Mensch wird sich auch bessere Verhältnisse schaffen. Der Angriffspunkt aller Neugestaltung ist ihm das Menschenherz, die Veredelung der Beziehungen des Menschen zum Menschen. „Wenn es nichts als Arbeit und Verdienst brauchte, die Armen glücklich zu machen, so würde bald geholfen sein. Aber das ist nicht so: bei Reichen und Armen muß das Herz in Ordnung sein, wenn sie glücklich sein sollen.“ Und glücklich vermag der Mensch auch in der ärmsten Hütte zu sein. Pestalozzi warnt sogar davor, die Kinder über ihren Stand und ihre Verhältnisse zu erziehen. „Die Knaben in unseren Schulen bekommen große Begriffe von der Bestimmung des Menschen, von den Rechten des Bürgers, von der Liebe zum Vaterland. Was ist das alles im Munde und in unserem Zeitalter und im Verderben unseres häuslichen Lebens.“ Ganz anders tritt er selbst an die Lösung der Aufgabe heran.

In einem Briefe aus dem Jahre 1777 legte er seinen Standpunkt in klarer Weise dar: „Der Arme ist mehrenteils arm, weil er zur Erwerbung seiner Bedürfnisse nicht aufgezogen ist. Man sollte hier die Quelle stoppen. Der Endzweck in der Aufzucht des Armen ist neben der allgemeinen Aufzucht des Menschen in seinem Zustande zu suchen. Der Arme muß zur Armut aufgezogen werden.“ Pestalozzi hat dabei sicher nicht daran gedacht, die wirtschaftliche Notlage breiter Volksmassen als eine Selbstverständlichkeit zu verewigen. Gegen diese Auslegung zeugt schon sein Mühen, dem Volke aufzuhelfen, dessen Lebensbedingungen, auch die wirtschaftlichen Verhältnisse, zu bessern. Er warnt nur vor einer Milieuentfremdung des Kindes, die sich später bitter rächen müßte, wenn es in seinen früheren Lebenskreis zurückkehren gezwungen wäre. Erst der Mensch, dann die Verhältnisse, und Bildung des Menschen auch in der dürftigsten Lage. Demgemäß wird das Leben auf Neuhof gestaltet. „Die Aufzuchtungsstube — des Armen nämlich — soll seiner künftigen Wohnstube so weit möglich gleich sein. — Mir schauert vor dem Elend der Unglücklichen, die durch unweises Wohlthätigkeit verloren gehen, wenn ich sie unter der Last der ungefannten Armut in Tränen arbeiten, in Tränen ihr Brot essen, wenn ich sie wie fränkende Kinder ihr Leben durchsicheln sehe.“

Er betont, daß auch in seinem Herzen innige Wärme und Liebe zum größtmöglichen Wohl dieser Verlassenen brennt. Aber er sieht es nur in der äußersten Angewöhnung der stärksten Einschränkungen in der angelegentesten Ausbildung, der tätigen Industrie. So hatte er auf Neuhof die Absicht, die Zöglinge durch eigene Arbeit sich die Mittel zur Vorsehung ihrer Nahrung und Kleidung erwerben zu lassen. Auch späterhin, nachdem er damit Fiasko gemacht, hält er es für möglich und schreibt das Mißlingen des Versuchs nur seiner eigenen organisatorischen Unfähigkeit zu.

Mit diesen Darlegungen soll durchaus nicht der Gedanke geweckt werden, als hätte er an den sozialen Verhältnissen seiner Zeit nicht gerüttelt. Auch er erkennt, daß die äußere Lage, die wirtschaftlichen Vorbedingungen für die Erziehung nicht etwa gleichgültig sind. „Im Sumpf des Elends wird der Mensch kein Mensch.“ Auch er wekt auf die Notwendigkeit hin, daß vor allem das Wirtschaftsleben des Volkes in Ordnung zu bringen sei, und daß dazu die Schule Hand in Hand mit allgemeinen und direkten Maßnahmen der Regierung zur Erhöhung der Wirtschaftlichkeit zu gehen habe. Zwar sieht er die gegebenen politischen Verhältnisse zunächst als eine unumstößliche Tatsache an, wendet sich in seinen Aufrufen an Fürsten und Gutsbesitzer, stellt sich aber immer wieder mit aller Entschiedenheit auf die Seite des Volkes. Das Bild, das er in „Rienhard und Gertrud“ von dem Gutsbesitzer malt, dem Junker Arner, ist ein Idealbild eines sozialen menschlichen Herren. Arner hat ein Herz für das Volk, besonders für die Ärmsten, und ihnen materiell und seelisch aufzuhelfen, betrachtet er als seine vor-

nehmste Aufgabe. Sein Wohl ist des Volkes Wohl. So weit geht Pestalozzi in seinen Forderungen nach wirtschaftlichen Reformen, daß er unter dem Eindruck der französischen Revolution für eine sofortige und unentgeltliche Aufhebung des Zehnten auftritt und vorschlägt, die Gemeingüter teils zu verteilen, teils in Staatsgut umzuwandeln. „Das Volk muß wissen, daß das Eigentum nicht durch sich selbst, sondern um seines Zweckes willen heilig ist.“

So tritt Pestalozzi auch bei anderen Gelegenheiten gerade für den Bauernstand, für den sein Herz besonders warm schlug, nachdrücklich ein. „Der Bauer ist Mensch, und sein Herr ist schuldig zu sorgen, daß ers bleibe, d. h., daß seine Anlagen nach dem Verhältnisse seiner Lage befriedigt werden, und die erste Pflicht der Macht ist diese, zu sorgen, daß die Staatsbedürfnisse befriedigt werden, ohne daß der Bauer in seinen Naturbedürfnissen gekränkt werde.“ Oberstes Ziel bleibt dabei immer wieder die Bildung, die Veredelung des Menschen. In ihren Dienst muß auch die Arbeit gestellt werden. So verlangt er, „den in der Fabrikindustrie liegenden größeren Ertrag der Arbeit als Mittel zur Erzielung wahrer, wirklicher Erziehungsanstalten, die den ganzen Bedürfnissen der Menschheit genug täten, zu gebrauchen.“ Und so weit versteigt er sich in seinem Optimismus, daß er die Erziehungs- und Sittlichkeitszwecke als die festgesetzten ersten Endzwecke einer Fabrikanstalt fordert und an die Möglichkeit glaubt, sie auch wirklich zu erzielen. „Absicht, fester ernster Endzweck ist hierin wesentlich.“

Während seiner unrentwilligen Mußezeit, in den Jahren 1780 bis 1798, greift Pestalozzi des öfteren zur Feder, um Stellung zu nehmen zu den sozialen und rechtlichen Verhältnissen seines Vaterlandes. Seine Vorschläge, die er dabei der Regierung der Schweiz und seinen Landsleuten unterbreitet, gehen weit über das hinaus, was zu seiner Zeit üblich war, sie dürfen auch von uns noch als durchaus „modern“ angesprochen werden. Der Staat ist Erziehungsstaat, die Obrigkeit stellt ihre gesamte Tätigkeit erzieherisch ein. „Ist es nicht ein Unterschied zwischen einer Obrigkeit, die die Armen erzieht, daß sie sich für ihr ganzes Leben selber helfen können, und einer, die sie entweder sich selbst überläßt oder sie mit Bettelbrot und Spitalern erhält, ohne ihrem Elende wirklich abzuwehren?“ Auf diesen Gedanken des Erziehungsstaates fußt auch Pestalozzis Forderung nach einer Reform des Strafrechtes und namentlich des Strafvollzuges. Die Strafe hat nur dann Sinn, wenn durch sie der Mensch innerlich so gefördert wurde, daß er den Weg zur menschlichen Gesellschaft wieder zurückfindet und durch sie in seiner Erkenntnis so gewachsen ist, daß er den Faden seines Lebens an dem Punkte wieder anzuknüpfen vermag, an dem die Reue zum Vaster oder Verbrechen noch nicht in ihm wach geworden war. Die Gemeinschaft aber muß dem Irregegangenen mit Rat und Tat zur Seite stehen um ihm über die ersten Gehversuche auf dem wiedergefundenen geraden Wege hinwegzuhelfen. In zwei Preisarbeiten nimmt Pestalozzi zu den Fragen der Aufzucht unehelicher Kinder und zur Behandlung von Kindsmörderinnen Stellung. Seine sehr humane Einstellung läßt sich erklären aus seinem unerschütterlichen Glauben an die Güte des Menschen. Nicht der Mensch, der ein Verbrechen begeht, ist schuldig, sondern die menschliche Gesellschaft, die einen der ihren in eine Lage kommen ließ, in der der Keim des Bösen — der in jedem Menschen schlummert — den Boden zu seiner Entfaltung fand.

Die Pädagogik Pestalozzis ist, wie Natorp zeigt, ein ausgesprochenes Sozialpädagogik: Erziehung der Gemeinschaft durch die Gemeinschaft. Zu ihrer Umsetzung in die Tat ist Grunderfordernis, daß die Schule Staatschule, allen Bürgern gleichermaßen zugänglich und gleichmäßig ausgestattet sei. Sarkastisch vergleicht Pestalozzi das Schulwesen seiner Zeit mit einem dreistöckigen Haus. Das oberste Stockwerk, das schönste, ist nur von wenigen Menschen bewohnt. In dem mittleren wohnen schon mehrere, aber es mangelt ihnen an Treppen, um auf menschliche Weise in das obere hinaufzusteigen. Versuchen sie es trotzdem, so schlägt man ihnen auf die Finger. In dem untersten Stockwerk aber wohnt eine zahllose Menschenherde, die für Sonnenschein und gesunde Luft vollends mit den oberen das gleiche Recht haben. Aber sie wird nicht nur im Dunkel fensterloser Löcher sich selbst überlassen, sondern man macht ihnen durch Binden und Blendwerke die Augen sogar zum hinaufgucken untauglich.

Pestalozzi kann den Ehrentitel eines Volksfreundes für sich in Anspruch nehmen wie kein anderer. „Alles für andere, für sich nichts.“ Der Schwerpunkt liegt bei ihm in der Bildung des Menschen, in seiner Veredelung. Dieses Ziel verliert er nie aus dem Auge. Alle Umgestaltung wirtschaftlicher oder staatlicher Verhältnisse ist ihm nur Mittel zu diesem Zweck: Dem Menschen Handreichung zu leisten, in seinem Streben nach Veredelung und Vollkommenheit.

## Fastnacht in Reimsprüchen

Sich gehen die Wogen des karnevalistischen Treibens in den Städten, in froher Laune und Ungebundenheit wird Gott Jokus geopfert.

Anders im Dorfe. Da ist von der Narretei der Großen nicht viel zu spüren. Hier gehört Fastnacht noch der Jugend, die die übererbten Gebräuche hochhält und fort-pflanzt. So fand ich in einer alten Schrift folgende Aufzeichnung: Am Fastnachtdienstag pflegen in einigen Dörfern des Odenwaldes und Neckartales die Knaben mit papierenen Kappen auf dem Kopfe und hölzernen Säbeln an der Seite, oft auch mit Schnurrbärten ge-schmückt, im Dorfe herumzuziehen und vor jedem Hause zu schreien:

Eier heraus! Eier heraus!  
Der Marder ist im Hühnerhaus!

Das Einsammeln von Eiern ist in vielen Gegenden Deutschlands Sitte. Sie ist nicht bloß darauf zurück-zuführen, daß die Hühner bei der wärmer werdenden Witterung wieder Eier legen, sondern das Ei ist auch das Sinnbild der Wiedergeburt, des wiedererwachenden Lebens in der Natur, das in dieser Zeit schon kräftig in die Erscheinung tritt. Die Feinde des Hühnervolks aber, den Marder und den Altis, nagelte man auf ein Brett fest und trug diese Jagdtrophäen im Dorfe herum, um die Gebenden zu reicher Beisteuer zu veranlassen.

In der Gegend bei Köpenick war dies früher Sitte. Die sammelnde Jugend zeigte in den Häusern die überwältigten Todfeinde des Federvolks, Marder und Altis, auf ein Brett genagelt, vor; andern Orts übte man noch den alten Brauch und verbrannte die schlimmen Gäste feierlich als eine Art Opfergabe. Dazu sangen die Kinder:

Hahn, Appel, Hahn,  
Die Fastnacht geht an,  
Der Küche will nit ritschen,  
Gehst mir von euerm Speck,  
Dann geh ich von der Lüre weg.  
Ich stell die Leiter an die Wand,  
Schneid mir ein Stückchen Speck drei Ellen lang,  
Und von den Würsten  
Nur die langen;  
Die kleinen, die laß hangen.  
Ei, Mütterchen, ei,  
Gehst mir zwei oder drei,  
Daß mein Körbchen voll sei.  
Eier raus!  
Oder ich schick den Fuchs ins Haus!

In Marburg durchziehen die Knaben die Straßen unter dem Gesang:

Hah! Hah! Hah!  
Die Fastnacht ist da.  
Wer uns keine Kräppeln (Rüchlein) gibt,  
Dem legen auch die Hühner nicht.

Etwas derber geht der Pfälzer vor:

Hannappel — ha!  
Die Fastnacht geht a(n).  
Rüchlehen raus! Rüchlehen raus!  
Sunst schlan i e Loch ins Hinkelhaus.  
Reiß'n Ha' (Hahn) de Schwanz aus.  
Und lauß' die Eier alle aus!

Im Journal von 1784 fand ich aus Frankfurt folgenden Spruch:

Hawele, hawele, Lone,  
Die Fastnacht geht bald one (an).  
Unten in dem Hinkelhaus  
hängt ein Korb voll Eier raus.  
Droben in der Hirse (Schornstein)  
hängen die Bratwürste.  
Gehst uns von den langen,  
Raht die kurzen hangen.  
Glück schlag ins Haus,  
Komm nimmermehr heraus.

Zur Erklärung ist dem Lied beigelegt: Hawele, hawele, Lone, heißt ehemals wahrscheinlich „heilige Apollonia“. Das Fest der Apollonia war der Tag dieser Frühlingsverbindung. Weil man aber nach der Reformation das Gedächtnis dieser abgesetzten Heiligen nicht fortpflanzen wollte, so verlegten die Kinder die Be-ronomie auf Fastnacht selbst und verunstalteten des Reimes wegen den Namen.

In der Rheinpfalz heißt man das Einsammeln der Gaben „hannapeln“. Dazu wird gesungen:

Hannappeldihan,  
Die Fastnacht geht an,  
Gewen mer Eier orer Speck,  
Geh'n i vor der Dehr ewed.  
Die Pann' kracht, die Pann' kracht,  
Die Rüchlehen sein' gebad.  
Eraus met! Eraus met!  
Ich hred se in e Sad!

Daß in all den Fastnachtsbräuchen noch ein Stück alt-germanischen Volksglaubens steckt, sehen wir auch in der Narrenpritsche, die an die Stelle der Lebensrute getreten ist, mit der die geheimnisvolle Wachstumskraft der Natur auch auf die mit diesen Ruten gestrichenen oder ge-schlagenen Menschenkinder übertragen werden soll. Zu-gleich soll der Höllenlärm der Ratschen oder Rätzchen die bösen Mächte vertreiben, damit die Wachstumsgötter kein Hindernis finden. Auch das Scheiternschlagen im badi-schen Oberland und das Herabwälzen brennender Fast-nachtsräder im Odenwald sind auf den Glauben unserer Vorfahren zurückzuführen, daß damit die Wachstum-geister geweckt und die feindlichen Dämonen vertrieben werden; denn Licht und Feuer haben bei allen Völkern reinigende Kraft, belebende Wirkung.

Wenn nun die Jugend an die Lüre pochte, in alten Zeiten auch wohl den Inwohnern einen Schlag mit der Lebensrute verabreichte, so gab man gerne, um das Glück nicht zu vertreiben, und die Jungen, die freund-liche Worte zur Begrüßung der Hausfrau fanden, be-nahmen ihre Körbe am besten gefüllt. Ein solcher Gruß lautet:

Heut ist unser Fastnachtschmaus,  
So rufen wir zur Frau ins Haus:  
Guten Tag, liebes Weib!  
Schau uns alle hier.  
Ha, ha, ha, ha, ha, ha, ha!  
Rustig sind wir vor der Lüre.  
Ei du schöne Frau im Haus,  
Komm bei uns zur Lüre heraus.  
Schau den Kessel, schau den Korb,  
Schau den Sad so fein  
Gib was Gutes uns da drein.

Eier, Milch und was du hast,  
Darauf sind wir ganz gefast,  
Gut! Gut! Mehl — gut! Gut! Speck,  
Auch was vom Spindchen drein  
Alles in den Korb hinein.

Auch das folgende Sprüchlein klingt aus Kindermund ganz lieb:

Herrchen oder Fräuchen,  
Wir singen um ein Eichen,  
Zwei liegen im Nestchen,  
Eins soll sie geben,  
Lang soll sie leben,  
Glücklich soll sie sterben!

Ein Fastnachtslied aus der Eifel lautet:

Sträuchchen ob dem Sterchen (Sternchen),  
Leuchte meinem Herrchen,  
Goldner Faden um das Haus,  
Gehst die Fastnachtseier raus!  
Stellst die Leiter an die Wand,  
Schneid den Speck drei Ellen lang,  
Oder mer schicke euch den Wolf ins Haus.

Den nahenden Sommertag verrät das Fastnachtslied-leinlied aus dem Elsaß:

Beie (Weidchen), Rosen, Blümelein,  
Mer singe um die Küchlein,  
D'Rüchle sein gebache,  
Mer höre d'Pfanne frache.  
Der Herr hot e jädein Tochter,  
Sie hot d'Hoore schein geslochte.  
Mer höre die Schlüssel klinge,  
Die Frau wurd die Küchlein bringe.  
Küchle rus! Küchle rus!  
Glück und Heil ins Herrehaus!

Bekannt sind ja die Fastnachtsveranstaltungen gewisser Gewerke in einzelnen Städten, und am Harz hielten noch vor dreißig Jahren die Stellmacher, Wöttcher und Schmiede einen Umzug. Da trat der Schmiedegesell mit dem Schurzfell bekleidet und den schweren Hammer am langen Stiel haltend, unter die Lüren und sprach:

Jetzt kommt der Schmied geschritten,  
Hätt er ein Pferd, käm er geritten,  
Hätt er einen Wagen, käm er gefahren,  
Doch da wir das nicht haben,  
Müssen wir zu Fuß hertragen.  
Unsere lieben Alten  
Haben's so gehalten,  
Haben's uns befohlen,  
Die Fastnachtswürst zu holen,  
Keine von den kleinsten,  
Keine von den größten,  
Aber eine von den allerbesten.

Die Müllergesellen sprechen:

Der Bürger, Bauer, Edelmann,  
Den Müller nicht entbehren kann.  
Wir armen Müller auf Erden  
Lassen uns unser Stückchen Brot sehr sauer werden.  
Dudeln müssen wir uns Tag und Nacht,  
Zimmer werden wir zu Spitzbuben gemacht.  
Ich, dem Müller seinen Knecht,  
Bittet um sein Müllerrrecht.  
Ist die Gabe auch noch so klein,  
Zimmer werde ich dafür dankbar sein.

## Das Thermometer und seine Anwendung

Von Cam.-Med. Dr. R. Fischer.

Der „Wärmemesser“, das Thermometer, ist heute ein not-wendiges Requisite in der Heilkunde. Ist es auch schon länger bekannt — Galilei, der große Physiker, erfand schon gegen 1600 einen Wärmemesser —, so datiert die Form, die wir im wesentlichen heute gebrauchen, aus der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts, als Réaumur, der Franzose, Celsius, der Schwede, und Fahrenheit, der Deutsche, ihre Thermometer erfanden. Der Prophet gilt nichts im Vaterlande: Das Ther-mometer des Franzosen ward am meisten in Deutschland ver-wandt, das des Deutschen in Rußland, England und Amerika. Das des Schweden Celsius findet jetzt nicht nur in der wissen-schaftlichen Welt, sondern auch im bürgerlichen Leben immer weitere und ausschließliche Verwendung, wenigstens in Europa, während England und Amerika noch dem Fahr-enheit anhangen. Im Celsiusthermometer ist die Scala in 100 Teile geteilt (daher seine Beliebtheit); 0 bezeichnet den Gefrierpunkt, 100 den Siedepunkt des Wassers. Bei Fahr-enheit ist der Siedepunkt mit 212, der Gefrierpunkt mit 32 be-zeichnet, so daß es also noch 32 Raltegrade gibt, während bei Celsius und Réaumur, dessen Scala bis 80 geht, die Ralte-grade durch das Minuszeichen (—) bestimmt werden.

Einen wesentlichen Fortschritt bedeutete die Erfindung des sog. Maximalthermometers, welches es unnötig macht, die Temperatur abzulesen, wenn das Thermometer noch in der Körperhöhle liegt, vermittels dessen wir vielmehr das Thermo-meter ruhig entfernen und in Ruhe ablesen können; denn es behält seinen Stand bei. Daher muß man, wenn man jetzt ein solches Thermometer benutzt, es vor dem Gebrauch erst kräftig schwenken; damit die Quecksilbersäule wieder in die unten angeschmolzene Kugel zurückläuft. Diese Erfin-dung verdanken wir dem an der medizinischen Klinik in Mün-chen damals als Assistenten angestellten Dr. Giese. Ein Zufall kam ihm bei seiner Erfindung zu Hilfe; eine Luft-blaste hatte sich zwischen die Quecksilbersäule geschoben, da-

durch blieb der obere Teil stehen und die Höchsttemperatur konnte nun in aller Ruhe abgelesen werden. Das sind 60 Jahre her. Der Erfinder ist 1917 gestorben. Sein Name ist fast vergessen, und doch stellt seine Erfindung, die ihm leinen geldlichen Vorteil brachte, eine wichtige Verbesserung dar, eine Erleichterung in der Krankenfürsorge.

Wie benutzt man das Thermometer? Drei Stellen sind dafür geeignet, unter der Achselhöhle, im Munde und im After. Die Achselhöhle ist die bequemste Stelle, aber die unzuverlässigste; außerdem liegt die dort gefundene Tem-peratur etwa 0,5 Grad unter der an den anderen Stellen gefundenen, die mit 36,5 bis 37 als normal zu betrachten ist. Will man in der Achselhöhle messen, so legt man das Thermo-meter mit der Spitze nach hinten, die aber nicht heraus-rauen darf, in die gut abgetrocknete Achselhöhle, preßt den Oberarm an und kreuzt den Unterarm vorn auf der Brust. Etwa 10 Minuten lang muß das Thermometer liegen. In den After schiebt man das untere Ende, das man vorher etwas eingefettet hat, etwa 2—3 Zentimeter tief langsam hinein, indem man bei dem am besten in Seitenlage be-findlichen Patienten das Kreuz mit der linken Hand gleichsam stützt; die linke Hand bleibt ruhig auf der Becken-gegend liegen und die rechte hält das Thermometer fest. Die Methode findet besonders bei Kindern Anwendung, die man besser auf den Bauch legt, wobei die linke Hand, fest auf dem Becken, ein plötzliches Emporschnellen des Kindes ver-hindert. Die Mundmessung geschieht so, daß der Kranke selbst das Thermometer mit der Spitze sich unter die Zunge legt und dort festhält.

Ein Thermometer sollte in jedem Haushalt vorhanden sein, auf daß ein beginnendes Fieber rechtzeitig erkannt und bis zur Ankunft des Arztes das Notwendigste, nämlich so-fortiges Zubettgehen, getan wird. Fieber ist keine Krankheit, aber das Zeichen einer Krankheit, der mit Temperaturerhö-hung einhergehende Kampf des Körpers gegen eingebrun-gene Schädlinge.

## Die geringste Geburtenziffer unter allen preussischen Großstädten hat — Berlin

Das besagt die Statistik, die für 1925, das letzte Berichts-jahr, nun vorliegt. Während der Durchschnitt bei 29 preu-sischen Großstädten 1933 ist auf 1000 der Bevölkerung (im Jahre 1913 war er noch 27,1), hatte Berlin eine Geburten-ziffer von nur 12,32 gegen 1933 im Jahre 1913. Dabei steht Berlin mit 8,84 Geburtenziffern (auf 1000 der Bevölke-rung) über dem Durchschnitt; 8 Städte hatten höhere, 20 aber niedrigere Zahlen als Berlin. — An Gestorbenen wies Ber-lin 11,49 auf und blieb damit etwas unter dem Durchschnitt, der 11,77 betrug. 17 Städte hatten eine günstigere Sterb-lichkeitsziffer, 11 eine höhere, die höchste hatte Halle mit 14,71. Auch in bezug auf die Säuglingssterblichkeit der Lebendge-borenen steht Berlin mit 9,1 auf 100 Geborene über dem Durchschnitt von 9,8; im Jahre 1913 war dieser Durchschnitt noch 13,6, es ist also da eine erhebliche Besserung festzu-stellen dank der besseren Säuglingsfürsorge. 10 Städte waren günstiger, 18 ungünstiger gestellt als Berlin. — Der Ge-burtenüberschuß, also der Überschuß von Geburten über die Todesfälle, betrug im Durchschnitt auf 1000 Bevölkerung 7,85 und war im Jahre 1913 noch 12,45, ein erheblicher Rück-gang. Berlin hatte mit 0,82 den niedrigsten Geburtenüber-schuß, Hamburg mit 16,41 den höchsten.

## Dactyloskopie und Vaterschaft

Man hat geglaubt, die Dactyloskopie, d. i. den Abdruck der feinen Riefelung an den Fingerbeeren, besonders am Dau-men, die, wie bekannt, bei jedem Menschen ein verschiedenes Aussehen hat, auch als Beweismittel für die Vaterschaft in Alimentationsprozessen verwenden zu können. Das ist aber nicht möglich; denn es hat sich gezeigt, daß zwei Menschen auch dann nicht denselben Fingerabdruck haben, wenn sie im engsten Verwandtschaftsverhältnis stehen, und Ähnlichkeiten in der Riefelung kommen auch ohne verwandtschaftliche Bezie-hungen vor. So sehr sich die Dactyloskopie, auch Vertillonage nach dem französischen Erfinder Vertillon genannt, als ein wichtiges und unentbehrliches Erkennungsmittel für Verbre-cher erwiesen hat, die Vaterschaft eines Kindes ist aus sol-chen Abdrücken nicht zu beweisen.